

Interessanterweise bewerten VertreterInnen aller dieser drei Bereiche die potenziellen Auswirkungen von Frauenuniversitäten und –studiengängen auf die Geschlechterverhältnisse in unserer Gesellschaft mehrheitlich negativ – vor allem mit dem Argument, dass „die Probleme einer gesellschaftlichen Geschlechtergleichheit oder des weiblichen Lebenszusammenhangs nicht vorrangig in der Hochschule ‚gelöst‘ werden können“, sondern das fiele in den Verantwortungsbereich von 6 Zuständigkeits- und Förderbereichen: den Vorschulbereich, die Schule, die Berufsberatung der Arbeitsämter, die Hochschule, den Arbeitsmarktbereich und die gesamte Gesellschaft. (S. 125) Monoedukative Ausbildungsangebote könnten die vorherrschende Geschlechterideologie nicht positiv beeinflussen.

Fazit: Zwar sind Rezensionen nie frei von den Forschungserfahrungen und Intentionen der Rezensentin (die beispielsweise interessiert hätte, ob Gruppendiskussionen auch in den neuen Bundesländern durchgeführt worden sind, die einige Folgerungen in der „Zusammenfassenden Darstellung der empirischen Ergebnisse“ aus den vorangehenden Abschnitten so nicht abgeleitet sieht und die sich – nicht nur im methodenschwangeren Literaturverzeichnis – eine Verortung des Themas in Gleichstellungsstrategien vermisst hat), aber die Publikation ist lesenswert und nachgerade spannend, nicht zuletzt auch durch ihren Anhang, insbesondere die darin enthaltenen und nach Pro-Kontra-Argumenten kategorisierten Originalzitate.

*Uta Schlegel (Wittenberg)*

**Christiane Konegen-Grenier: Studierfähigkeit und Hochschulzugang. Deutscher Instituts-Verlag, Köln 2001. 204 Seiten, ISBN:3-602-14554-9, € 15,90**

Mit dem Titel Studierfähigkeit und Hochschulzugang greift Christiane Konegen-Grenier ein Thema auf, das zumindest in den letzten fünf Jahren, seit die Qualität der Hochschulen und der Hochschulbildung zur Diskussion stehen, in zahlreichen hochschulpolitischen Reden, Empfehlungen und Forderungen immer wieder auf die Tagesordnung kommt – um dann wieder mehr oder weniger schnell beiseite gelegt zu werden. Sicher, die Hochschulen haben ein begrenztes Auswahlrecht für eine Minderheit

ihrer Studienanfänger erhalten und dieses wurde aktuell sogar erweitert (da die 20-Prozent-Regelung den Hochschulzugang wahrhaftig nicht verändern konnte und deshalb auch kaum genutzt wurde). Doch warum reden alle von der notwendigen Verbesserung des Hochschulzugangs und es passiert kaum etwas? Doch auch deshalb, weil damit ein höchst komplexes Problem zu lösen ist, das in starkem Maße abhängt vom gesellschaftlichen Umfeld, natürlich auch von der Leistungsfähigkeit des Schulsystems (PISA lässt grüßen) und nur bedingt von den Hochschulen selbst. Allerdings bedeutet das auf gar keinen Fall, dass die Hochschulen nichts zur Verbesserung der Studieneingangssituation tun können. Im Gegenteil, gerade die Erfahrungen der Hochschullehrer, die in die vorliegende Studie einfließen, könnten auch produktiv in eine gezielt angelegte Hochschuleingangsphase eingebracht werden.

Konegen-Grenier hat im Vorfeld eigener empirischer Untersuchungen die relevanten Versuche, Bemühungen und Untersuchungen zur Qualifizierung des Hochschulzugangs einschließlich Studierfähigkeit der letzten fünf Jahrzehnte recherchiert. Und sie kommt dabei zu dem Schluss, dass bis heute keine annähernd verlässliche theoretische Basis für das Problem des Hochschulzugangs (eingeschlossen Studierfähigkeit) besteht. Dem ist nichts entgegenzusetzen. Auch weitere, in der Recherche nicht berücksichtigte diesbezügliche Versuche sprechen wohl eher gegen als für eine tragfähige Theorie.

Diese Tatsache verdeutlicht erneut, dass Hochschulforschung stark problemorientiert ist, je nach Fragestellung mehr oder weniger starke Bezüge zu anderen Wissenschaften (Sozial-, Erziehungs-, Wirtschaftswissenschaften u.a) aufweist und nur begrenzt auf deren theoretische Basis zurückgreifen kann. Beim Thema Studierfähigkeit und Hochschulzugang sind diese Bezüge eher indirekt.

Und trotzdem oder gerade deshalb ist Hochschulforschung, hier speziell Forschung zum Hochschulzugang, dringend geboten. Denn Wissenschaft und Forschung sind nicht nur Theorienbildung, sie dienen nach wie vor dem Erkenntnisgewinn im breitesten Sinne – auch durch empirische Untersuchungen. Und genau das ist auch das Anliegen der Untersuchungen von Konegen-Grenier. Es mag jenen, die das Jonglieren mit selbstkreierten Begrifflichkeiten oder Verallgemeinerungen ohne hinreichende analytische Belege als Krone der Wissenschaft sehen, nicht gefallen; aber die vorliegende Arbeit hat – selbst wenn man zu Details diskutieren kann – zu Erkenntniszuwachsen geführt und ist damit Forschung

im besten Sinne. Und noch mal mit Verweis auf PISA stellt sich die Frage, ob nicht eine stärker auf die Bildungspraxis gerichtete empirische Bildungsforschung ein solches Desaster auf internationalem Parkett hätte verhindern können.

Die Arbeit enthält eine, allerdings auf besonders populäre Arbeiten bezogene Analyse der in den zurückliegenden Jahrzehnten mehr oder weniger erfolgreichen Versuche zur Fassung und bedingten Operationalisierung des Begriffs Studierfähigkeit. Anhand einer Literaturrecherche zusammengefasst werden ferner auch die anstehenden Rechtsauffassungen zu Möglichkeiten der Veränderungen im Hochschulzugangsrecht sowie einzelner Modelle und Vorschläge zur Veränderung der Hochschulzugangs durch eine differenziertere Gestaltung der Auswahl der Studienanfänger. Diese Präsentationen erfolgen wertneutral und kommentarlos. Dem Leser sind so Anregungen gegeben, sich selbst vertieft damit auseinander zu setzen und zu positionieren.

Der Wert der Arbeit liegt insbesondere in den empirischen Befunden und den daraus in Verbindung mit der Literaturanalyse getroffenen bildungspolitischen Bewertungen. Grundlage der empirischen Befunde ist eine Befragung von Hochschullehrern zu den Schwerpunkten Studierfähigkeit und Studienerfolg vor dem Hintergrund bildungspolitischer Rahmenbedingungen. Erfasst wurden die Erfahrungen und Positionen von knapp 1500 Professoren; angeschrieben hatte man mehr als 12000. Diese Rücklaufquote von knapp 12 Prozent gibt sehr zu denken. So stellt sich die Frage, warum einerseits die Studierfähigkeit allgemein so massiv beklagt wird, andererseits aber nur etwa jeder zehnte Hochschullehrer bereit ist, zur Auflösung und Konkretisierung dieser allgemeinen Klagen und damit vielleicht auch zu Lösungsansätzen beizutragen. Aus methodischer Sicht stellt sich natürlich die Frage, inwieweit diese 12 Prozent eine hochselektive Gruppe sind. Darauf wurde in dem Buch jedoch nicht eingegangen.

Die empirische Untersuchung geht über den mit den Titel angekündigten Themenkreis deutlich hinaus. Konegen-Grenier fasst Studierfähigkeit nicht nur begrenzt auf die Hochschuleingangsphase (wie der Titel suggeriert), sondern sieht primär den gesamten Studienerfolg als Beleg für Studierfähigkeit. Damit ist die Untersuchung inhaltlich einerseits deutlich erweitert und fast schon „unter Wert verkauft“. Andererseits haben auf den Studienerfolg bekanntlich aber noch weitere Faktoren, die weder aus der Studierfähigkeit noch aus hochschulischen Rahmenbedin-

gungen resultieren, erheblichen Einfluss. Eine solche Relativierung wäre zweckmäßig gewesen, das mindert aber keineswegs den empirischen Wert der Untersuchungsbefunde. So zeigen die empirischen Befunde auch die hohe Bedeutung hochschuldidaktischer, -methodischer und -organisatorischer Faktoren für den Studienerfolg. Diese Befunde erstaunen angesichts der ansonsten spürbaren Zurückhaltung von Hochschullehrern gegenüber hochschuldidaktischen Qualifizierungen. An dieser Stelle stellt sich für mich zumindest die Frage, ob die 12 Prozent Hochschullehrer, die sich an der Befragung beteiligten, eine positive Auswahl im Sinne der an hochschulpädagogischen Fragestellungen besonders Interessierten darstellen.

Überraschend ist, dass sich die Positionen der befragten Professoren kaum danach unterscheiden, ob sie an Universitäten oder Fachhochschulen lehren. Und relativ gering sind auch die Unterschiede in Abhängigkeit von ihren Präferenzen für Forschung oder Lehre. Vielmehr differenziert in erster Linie die Zugehörigkeit zu einzelnen Fächergruppen. Das spricht letztlich auch für eine stärkere Differenzierung der Voraussetzungen für die Studienaufnahme in Abhängigkeit von den Studienfächern, einhergehend mit einer intensiveren Information und Beratung der Studieninteressierten vor der Studienentscheidung.

Relativ unabhängig von den Fächergruppen bescheinigen die befragten Hochschullehrer nur zwei von drei Studierenden eine gute bzw. mittlere Studierfähigkeit. Das ist unstrittig nicht zufriedenstellend; andererseits ist nicht gesichert, inwieweit eine analoge Untersuchung vor zehn oder zwanzig Jahren deutlich bessere Befunde ergeben hätte. Die Professoren messen den fachlichen und kognitiven Dimensionen der Studierfähigkeit gegenüber den persönlichen und sozialen Dimensionen eine ganz besondere Bedeutung bei. In deren Bewertung werden vor allem ungenügende Transfer- und sprachliche Ausrucksfähigkeiten, also durchaus trainierbare Fähigkeiten, beklagt. Dem stehen relativ positive Einschätzungen zu den inhaltlichen Interessen und der Leistungsmotivation der Studienanfänger gegenüber, also zu den Grundvoraussetzungen für ein Studium. Auf dieser Basis dürfte es durchaus erfolgsversprechend sein, den Studienanfängern z. B. verstärkt Brückenkurse oder didaktisch-methodisch gezielt angelegte Einstiegssemester anzubieten, wie vereinzelt bereits praktiziert.

Hervorzuheben ist bei dieser Studie die saubere und transparente, gut gegliederte und damit auch praktisch handhabbare Darstellung. Hier wird

nichts behauptet und hineininterpretiert, hier wird sachlich dargestellt und belegt. Gleichwohl würde manche Leser wohl doch auch eine stärker interpretative Wertung vor dem Hintergrund anderer empirischer Befunde interessieren. Auch die Schlussfolgerungen für die bildungspolitische Arbeit sind zurückhaltend und das wohl berechtigt. Vielmehr ist dem Leser der Freiraum gegeben, anhand der zahlreichen empirischen Befunde seine diesbezüglichen Positionen und spezifische Ansätze für konkrete Studienfächer und Hochschulen gedanklich zu überprüfen. Tendenziell wird für eine differenziertere Auswahl an der Schnittstelle Schule-Hochschule plädiert. Das könnte neben der ebenfalls empfohlenen intensiveren Vorbereitung der Studieninteressenten tatsächlich ein Weg zur Verbesserung der Studienvoraussetzungen sein. Auf einen weiteren Weg, der angesichts der mit PISA-E bestätigten großen Unterschiede bei den Kompetenzen in den einzelnen Bundesländern ebenfalls diskutabel erscheint, wurde kaum eingegangen – eine gezielte Gestaltung der ersten ein/zwei Semester an den Hochschulen im Sinne der Konsolidierung und gleichzeitig latenten Überprüfung der Studienvoraussetzungen.

Zusammenfassend ist hervorzuheben, dass hier ein viel diskutiertes, nur bedingt untersuchtes, geschweige denn theoretisch auch nur annähernd beherrschtes Thema wieder aufgegriffen wurde. Studierfähigkeit und Hochschulzugang scheint eine jener „heißen Kartoffeln“ zu sein, an die sich immer mal wieder jemand traut, um sie angesichts ihrer Unbeherrschbarkeit aber schnell wieder fallen zu lassen. Vor diesem Hintergrund sind die vorliegenden Ergebnisse besonders zu würdigen, selbst wenn einige kritischer beurteilt und reflektiert werden könnten. Und noch etwas verdient besondere Anerkennung. Obwohl oder gerade weil Konegen-Grenier Germanistik, Philosophie, Geschichte und Pädagogik studierte, besticht der Sprachstil. Die Tatsache, dass sie sowohl Fremdwörter, eigene Wortschöpfungen, Anglismen, schwierige Schachtel- und Bandwurmsätze konsequent vermeidet, spricht nicht nur für ihre Souveränität. Vielmehr dürfte das auch dazu beitragen, dass die Studie tatsächlich von jenen genutzt wird, die für die praktische Verbesserung der Qualität von Hochschulbildung über einen qualifizierten Hochschulzugang stehen.

*Irene Lischka (Wittenberg)*